

Rose Price

Eine Rose aus der Asche

Die Geschichte einer Jüdin

SCM Hänssler

Inhalt

Danksagung	7
Auftakt.....	8
Prolog Mein Papa	9
Teil 1 Vor dem Albtraum	13
Sabbat	15
Das Leben in Skarzysko	22
Zwischen Passah und Purim	30
Warum hassen sie uns?	37
Teil 2 Kriegsbeginn	41
Die Invasion	42
Vertrieben	46
Das Leben wählen	48
Teil 3 Ein einziger Albtraum	53
Tiefer in die Finsternis	54
Gestohlene Kindheit	61
Hunger	65
Transport	72
Bergen-Belsen	80
Ich muss Sarah retten!.....	82
Hoffen, wo es nichts zu hoffen gibt	84
Teil 4 Heimkehr	89
Die Suche beginnt	90
Wie gewonnen, so zerronnen.....	93
Ein neues Land.....	99
Eine neue Familie.....	105
Verrat	111
Das Haus der Toten.....	113
Im Keller	119
Auf besondere Einladung	128
Eine unzumutbare Bitte	135

Im Auge des Sturms	141
Wieder vereint	148
Eine ungeplante Reise	162
Ein kurvenreicher Weg	170
Nachwort	
Meine Begegnung mit Rose Price	172

Auftakt

Es war eisig kalt. Der Wind heulte um die Baracken. Meine Schwester Sarah und ich drängten uns eng aneinander, um uns zu wärmen, während wir gleichzeitig versuchten einzuschlafen. Die Baracke war erfüllt von den Geräuschen der anderen Frauen, die schnarchten, weinten oder bisweilen auch stritten. Ich konnte gerade spüren, wie der Schlaf mich endlich übermannte, als mit einem Mal die Türen der Baracke gewaltsam aufgestoßen wurden und vier Nazischergen hereinstürmten. Sie riefen: »Rose! Rose Luba!« Ich erstarrte vor Angst. »Warum suchen sie nach mir?«, flüsterte ich meiner Schwester Sarah zu. Sie antwortete nicht. Ich vermutete, dass sie schlief. Dabei fragte ich mich, wie es ihr wohl gelang, bei all dem Krach weiterzuschlafen. Ich konnte die dröhnenden Schritte der Soldaten hören, als sie sich polternd meiner Pritsche näherten. Mit einem Mal hielten die Schritte an. Ich lag auf der Pritsche, versuchte zu atmen und hoffte, sie würden weitergehen. »Rose!«, brüllte der Soldat. Erschrocken atmete ich schnell und laut aus. Eine Hand packte meinen Arm und zerrte mich von der Pritsche auf den Boden. »Ich habe sie gefunden!«, rief der Wächter den anderen zu und schob mich von der Pritsche in Richtung Tür. »Nein!«, schrie ich. »Bitte, nein! Nein!«

Eine Hand rüttelte mich. »Rose! Rose, wach auf!« Als der ganze Lärm der Baracke und der Wachen in meinen Gedanken verblasste, erkannte ich die Stimme meines Mannes. »Rose, pssst«, sagte er sanft. »Es war nur ein Albtraum. Du bist in Sicherheit. Ganz ruhig. Du bist in Sicherheit.«

Ich schlug die Augen auf und sah ihn an. Dabei saß mir der Schrecken aus meinem Traum noch tief in den Gliedern und ließ mein Herz rasen. »Nimm mich einfach in die Arme«, bat ich ihn. »Bitte, halt mich einfach fest.«

Prolog

Mein Papa

Meine Gedanken wanderten zu einer längst vergangenen Zeit zurück. Ich war drei Jahre alt. Frustriert und verwirrt saß ich auf dem harten Fußboden unseres Hauses und versuchte, ganz allein meine dicken Wollsocken und Schuhe anzuziehen. Ich hatte es endlich geschafft, die Socken anzuziehen, aber sie waren völlig verdreht, und es gelang mir einfach nicht herauszufinden, welcher Schuh an welchen Fuß gehörte.

Papa saß auf einem Stuhl vor mir und blickte auf seine aufgelöste kleine Tochter herunter. Ohne ein Wort glitt er auf den Boden zu mir herab. Er zog mich auf seinen Schoß und strich die Socken glatt, wobei er dafür sorgte, dass alle Zehen waren, wo sie hingehörten. Dann zog er mir die kleinen Lederschuhe an. Als er sich nach vorne beugte, um sie zu schnüren, lehnte ich mich an seine Brust. Ich kann immer noch seinen Bart in meinem Nacken und meine winzigen Füße in seinen großen Händen spüren. Es ist eine Erinnerung der reinen Liebe.

Für mich stand mein Papa immer für Trost. Eine weitere meiner frühesten Erinnerungen führt mich zu einem Augenblick zurück, als ich einmal allein in der Küche war. Ich war zu dem Zeitpunkt vielleicht vier Jahre alt. Bubbe hatte einen großen Topf auf dem Herd stehen lassen und meine Nase hatte sofort den verführerischen, süßen Duft von Marmelade ausgemacht. Unser Herd war fast doppelt so hoch wie ich und wurde noch mit Holz befeuert. Von meinem Standpunkt aus konnte ich kaum den Griff des Holzlöffels erkennen, der im Topf steckte. »Ich wette, ich komm noch dran«, überlegte ich. »Das merkt niemand, wenn ich nur ein ganz kleines bisschen probiere.« Ich streckte mich auf Zehenspitzen, um noch etwas

höher zu kommen. Aber als ich nach dem Löffel griff, verlor ich das Gleichgewicht und stolperte. Dabei stieß ich den ganzen Topf mitsamt dem kochenden, klebrigen Inhalt um. Er lief über meine beiden Hände. Au, wie das wehtat! Noch heute habe ich die Narben davon. Ich schrie vor Schmerz, bis Papa auftauchte, der kaltes Wasser über meine verbrühten Finger laufen ließ und mich in den Armen hielt, bis ich aufhörte zu weinen.

Papa war ein ruhiger Mann mit einer leisen Stimme. Er arbeitete hart und war als Anstreicher oft von morgens bis abends außer Haus. Wenn er nicht gerade arbeitete oder erschöpft war, las er die meiste Zeit in der Thora. Er sagte uns Kindern immer wieder: »Seid stolz, denn ihr seid die Erwählten Gottes.« Wenn der Freitagabend kam und der Sabbat begann, verwandelte Papa sich in den liebevollsten und freudestrahlendsten Mann der Welt. Ich zögerte nie auch nur einen Moment, auf seinen Schoß zu springen und ihn mit Küssen zu erdrücken. Er tat dabei immer so, als wäre er ungehalten, wenn ich seinen langen Bart zerzauste; aber an dem Zwinkern in seinen Augen konnte ich erkennen, dass er es in Wahrheit liebte.

Die erschütterndste Erinnerung, die ich an meinen Vater habe, ist das erste Mal, als ich seine Füße sah.

Ich war neun Jahre alt. Als meine Schwester Sarah und ich aus der Schule kamen, entdeckten wir eine große Menschenansammlung bei uns zu Hause, aber alles war merkwürdig still. Da ich immer schon neugierig war, schob ich mich durch das Labyrinth von Angehörigen und Freunden bis in die Mitte des Zimmers.

Dort sah ich einen Körper, der mit einem Leinentuch bedeckt war. Die Füße ragten über das Ende des Bettes hinaus. Sie waren ohne Schuhe. Obwohl ich die Füße meines Vaters noch nie zuvor gesehen hatte, wusste ich sofort, dass es die Zehen meines Vaters waren.

Voller Panik blickte ich suchend um mich, um herauszufinden, was hier eigentlich vor sich ging, aber niemand nahm von mir Notiz. Ich fühlte mich bedrängt von all den Menschen, die sich langsam durch unser Haus bewegten. Ich suchte nach Mama und Bubbe, konnte sie aber nirgends finden.

Als ich schließlich anfing zu weinen, brachte jemand mich nach draußen. Niemand erwähnte das Wort »Tod«. Niemand sagte: »Dein Papa ist tot. Er ist fort für immer.« Vielleicht dachten alle, ich sei zu jung, um das verstehen zu können. Sarah wusste es, aber aus irgendeinem Grund erklärte sie es mir nicht. Sie wusste, dass eine alte jüdische Tradition verlangt, dass beim Tod eines Menschen sein Leichnam aus dem Raum weisen muss, die Füße voran, als würde er das Haus barfüßig und ohne Schuhe verlassen, um rein in den Himmel zu gelangen. Aber ich war völlig hilflos.

Später fand ich heraus, dass Papa einen Herzinfarkt erlitten hatte, als er vor einigen polnischen Jugendlichen floh, die ihn durch die Straßen gehetzt und gedroht hatten, ihn zu verprügeln. Es war nichts Ungewöhnliches, dass Juden auf diese Weise von polnischen Jungen gequält wurden. Papa war so schnell gerannt, dass er danach zusammengebrochen war.

In unserer Stadt, wie in allen anderen jüdischen Städten auch, gab es eine Gruppe, die *Chewra Kadischa*, deren Aufgabe es war, sich um die Toten zu kümmern. Sie kleideten den Leichnam an und brachten meinen Vater an den Ort, an dem er begraben werden würde.

Ich verstand nicht, dass es für mich nun an der Zeit war, mich von Papa zu verabschieden, obwohl mich die Leute am Grab zwangen, in das Grab hineinzusehen. Niemand erklärte mir, was Papa dort machte. Ich bin mir sogar ziemlich sicher, dass einige wohlmeinende Leute andeuteten, dass er bald zurückkommen würde.

Und so saß ich noch monatelang jeden Tag an unserer Straßenecke und wartete auf meinen Papa. Ich dachte: »Vielleicht bestraft Gott mich ja, weil ich nicht brav war. Wenn ich ein gutes Mädchen bin, wird Papa zurückkommen.«

Natürlich kam Papa nie zurück.

Vielleicht war ich zu jung, um auf diese Weise Bekanntschaft mit dem Tod zu machen. Allerdings hatte ich noch keine Ahnung, dass dies erst der Anfang meines Kummers war – der Anfang von Dingen, die kein Kind ertragen sollte.

Papa starb nur wenige Jahre, ehe die Deutschen in Polen einfielen. Ich habe mir oft gedacht, dass Gott vielleicht besonders freundlich zu ihm war. So musste er nicht die Zerstörung seiner Familie mit ansehen.

Es gibt immer noch Tage, an denen ich Papa vermisse. Selbst wenn die Ereignisse in meinem Leben mich oft in Zweifel gestürzt haben, habe ich doch niemals seine Worte vergessen: »Seid stolz, denn ihr seid die Erwählten Gottes.«